

Vom Heilsinn der Tiere

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **46 (1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-973471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Heilsinn der Tiere.

Was tut das unvernünftige Tier bei einer Krankheit? Wie wehrt es sich gegen die verschiedenen mehr oder weniger schlimmen Krankheiten oder Seuchen, von denen alle sterblichen Wesen befallen werden? Wie sorgt es für den Ausgleich etwaiger Mängel seiner Ernährung?

Die erkrankten Tiere wissen instinktiv um die Art der Heilung.

Es hat in der Tat den Anschein, als ob ihnen der Gebrauch abführender Mittel bekannt wäre, als ob sie von den Vitaminen wussten, lange bevor der Mensch deren Wichtigkeit erkannte. Sie wissen bei manchen Krankheiten die heilende Wirkung der Sonnenbestrahlung zu schätzen, sie kennen den Einfluss des Schattens und der Ruhe auf andere Krankheiten, und es ist ihnen auch die Wichtigkeit der Hygiene und der Antisepsis von Wunden bekannt.

Die Feststellungen von Funk und seinen Nachfolgern haben die Bedeutung des frischen Grüns in unserer Nahrung nachgewiesen, vor allem der Gemüse, der Wurzel- und Knollengewächse, sowie das Auftreten mancher Vitamine nur in bestimmten Nahrungsmitteln, vor allem in der Leber von Säugetieren und Fischen (Dorschlebertran) und in geringeren Mengen auch in anderen tierischen Organen von drüsenartigem Bau, daneben in allen grünen Blättern, in Gräsern und Kräutern, in den Getreidearten usw. Diese für den Menschen verhältnismässig neuen Erkenntnisse sind für die Tiere uralte. Hier der Beweis:

Wenn im Frühling das junge Gras zu spriessen beginnt, suchen die Rinder, Pferde und Schafe die Weide auf, wie sie das von jeher getan haben. Das

trockene Heu, das ihnen den Winter über zur Nahrung diente, kann sie nicht mehr reizen. Das Gras kann noch so kurz sein, und wenn sie sich auch den ganzen Tag lang abmühen müssen, um soviel zu fressen wie in einer Stunde an der Futterkrippe. Das macht ihnen gar nichts aus. Sie scheinen instinktiv zu wissen, dass im grünen Gras das Vitamin A enthalten ist, das ihren Körper wieder kräftigt. Den Elch hat man bis auf den Grund der nordischen Seen tauchen sehen, um sich die Wurzelknollen eines wilden Liliengewächses zu holen, und das Renntier sah man tiefe Löcher in den Schnee scharren, um im Frühling die ersten grünen Keime zu finden.

Eine seltsame Beobachtung, die wahrscheinlich mit einem Vitaminmangel im Zusammenhang steht, kann man in einigen Gegenden Indiens machen. Während dort die Eingeborenen sehr unter Augenkrankheiten zu leiden haben, bleiben die Affen an den gleichen Orten ganz von diesen Krankheiten verschont. Eine annehmbare Erklärung dieser Tatsache kann in dem Umstand gesehen werden, dass sich die Menschen von Reis ernähren, der keine oder nur wenige Vitamine enthält, weil er auf Feldern angebaut wird, die jeder Lebenskraft entbehren, da auf ihnen seit undenklichen Zeiten der gleiche Anbau betrieben worden ist. Die Affen dagegen ernähren sich von frischen Früchten, die reich an Vitaminen sind, und verschmähen den Reis vielleicht aus einem instinktiven Bedürfnis nach einer an wichtigen Lebensstoffen reichen Kost.

Die fleischfressenden Tiere suchen die Vitamine, wo sie diese zu finden

«wissen». Der Löwe, der Tiger, der Leopard packen ihre Beute, wenn sie sich auf sie stürzen, mit den Zähnen im Nacken oder an der Gurgel. Haben sie aber ihre Beute getötet, so zerfleischen sie sie mit ihren starken Zähnen und scharfen Krallen und trachten dabei vor allem danach, ihr die Brust- und Bauchhöhle zu öffnen, um dann gierig die Leber, die Bauchspeicheldrüse und die anderen inneren Organe zu verzehren, von denen wir heute wissen, dass sie vitaminreich sind. Dieses Bevorzugen der Eingeweide ist durch viele Filmaufnahmen belegt, welche diese Raubtiere bei ihrem Mahle am getöteten Tier zeigen.

Die unvollständige Ernährung führt bei der Aufzucht einer besonders geschätzten Geflügelart, der Fasanen, zu einer merkwürdigen Erscheinung. Wenn bei den etwa 40 Tage alten Fasanen die Schwanzfedern zu wachsen beginnen, kann es geschehen, dass dieser Vorgang bei einigen Tieren von einer kleinen Blutung begleitet ist. Dann bepicken die offenbar vom Blute angelockten Nestgeschwister den Schwanz dieses Tieres. Sie richten ihre Schnabelhiebe auch gegen die Flanken und werden nach und nach so wild, dass sie das unglückliche Tier in kurzer Zeit töten. Die austretenden Eingeweide dienen ihnen dann als begehrte Nahrung. Wie ist das zu erklären? Sie suchen Vitamine. Der Beweis: Es genügt, dem Körnerfutter der jungen Fasanen gewöhnliches Speiseöl (das noch besser ist, wenn es vorher in einem grossen Gefäss in dünner Schicht dem Sonnenlicht ausgesetzt wurde) beizumischen. Dann geht die Entwicklung der Fasanenkücken in ganz normaler Weise vor sich, ohne dass es zu der beschriebenen Erscheinung käme.

Wenn ein Tier sich nicht wohl fühlt, weiss es, dass ihm an erster Stelle ein Abführmittel not tut, wie das ja auch beim Menschen der Fall ist. Wer hat nicht schon eine Katze Gras fressen sehen? Und suchen und fressen die Hunde nicht zum gleichen Zweck gewisse Kräuter, wenn sie unter Verdauungsstörungen leiden?

Der braune Bär verspeist Nahrung jeder Art, hat aber eine Vorliebe für Pflanzenkost. Honig ist für ihn eine Näscherei. Hat er einen Bienenstock erschnüffelt, so sucht er ihn auf und unterbricht das süsse Mahl höchstens wegen der Stiche der Arbeitsbienen, gegen die er nicht unempfindlich ist. Der Honig ist aber nicht nur eine Näscherei, sondern er hat eine erfrischende und leicht abführende Wirkung, er ist reich an Kohlehydraten (Dextrose, Lävulose, Glukose), durch deren Verbrennung ein grosser Teil der Lebenskraft im Organismus entsteht. Die komplexen Kohlehydrate verwandeln sich im Körper und lagern sich in der Leber als Glykogen (Leberstärke) ab, welches die grosse Reserve des Körpers darstellt, wenn das Gewebe Glukose braucht. Für den Bären ist das Glykogen wichtig während des Winterschlafes.

Die Elche und Hirsche, die normalerweise von Gräsern und Kräutern leben, haben manchmal das Bedürfnis nach einem Mittel von stopfender Wirkung und finden es in der weichen Rinde der Eiche oder anderer Bäume, die Gerbsäure enthält.

Unter besonderen Umständen wissen die Tiere auch eine Diät einzuhalten. Wenn eine Hirschkuh trächtig ist, wählt sie ihre Kost sorgsam aus, wie das eine Menschenmutter nach der Vorschrift des Arztes tun müsste. Sie frisst Pflanzen, die sie in normalem Zustand meidet, und

verringert die Aufnahme der Kräuter, die ihre gewohnte Nahrung bilden.

Es ist schwer, einen Wolf oder einen Schakal zu vergiften. Wenn eines dieser Tiere meint, Gift gefressen zu haben, kann es die aufgenommene Speise durch eine eigenartige willkürliche Zusammenziehung des Magens wieder auswerfen. Beim Menschen wird im gleichen Falle ein Brechmittel verabreicht oder eine Magenspülung vorgenommen.

Ein fieberkrankes Tier sucht sich einen schattigen, luftigen Liegeplatz in der Nähe von Wasser. Dort verharrt es ruhig, frisst wenig oder fastet sogar und trinkt viel. Verschreibt uns nicht der Arzt das gleiche, wenn wir Fieber haben? Sogar die Lichtbehandlung und die Wichtigkeit des richtigen Arbeitens der Ausscheidungsorgane ist den Tieren bekannt.

Ein an Rheuma leidendes Tier sucht den wärmsten Platz auf, den es an der Sonne finden kann. Es folgt dem Lauf der Sonne und versucht, soviel Wärme wie irgend möglich in sich aufzunehmen. Die Tiere «wissen» offenbar, dass Wärme anregend auf die Stoffwechselforgänge im Körper wirkt, und dass auf diese Weise alle Gifte aus dem Körper entfernt werden, die Rheuma und andere Uebel verursachen.

Von allen Vorbeugungsmassnahmen gegen Erkrankungen ist keine wichtiger als die Reinlichkeit. Dem Menschen wird das beigebracht, die Tiere dagegen üben instinktiv eine Hygiene am eigenen Körper aus. Die Familie der Katzen sorgt ein dutzendmal am Tage für die Reinigung des Körpers. Auch die ulkigen Duschen des Elefanten sind bekannt, und man weiss ferner, dass viele Tiere bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Seen und Flüssen baden.

Die Vögel nehmen ebenfalls Bäder und befreien sich durch Sand-, Schlamm- oder Lehmäder von Parasiten.

Ist ein Tier verwundet, so gilt seine erste Sorge der Reinigung der Wunde. Kein Arzt kann peinlicher auf die Abtötung der Keime achten. Viele Tiere bedienen sich zu diesem Zweck ihrer Zunge. Die Enzyme des Speichels wirken dabei als mildes, keimtötendes Mittel. Die antiseptischen Mittel des Menschen sind natürlich schärfer, enthalten aber die gleichen Wirkstoffe.

Die Wölfe und alle anderen Glieder der Hundefamilie achten sehr darauf, dass sich die Wunde nicht schliesst, ehe die Gefahr einer Entzündung behoben ist.

Wenn sich bei einem Tier eine Wunde entzündet, kommt ihm die Natur mit einem ganz seltsamen Antiseptikum zu Hilfe, und zwar durch eine Fliege, *Lucilia sericata*. Diese legt ihre Eier in die Wunde. Aus diesen entstehen weisse Larven, die alle Fäulnisstoffe vertilgen, das lebende Gewebe aber niemals angreifen. Die Tiere müssen die Nützlichkeit dieser Larven kennen, denn sie lassen sie ungestört, wenn sie sich in einer Wunde bilden.

Einen indirekten Beweis vom Heilsinn der Tiere kann man bekommen, wenn ein Tier von einer nicht genau feststellbaren Erkrankung befallen wird. Man legt dem Tier alle mögliche Nahrung vor, die ihm vermutlich in seiner Heimat zur Verfügung steht, und es wird dann eine Kost auswählen, nämlich die Nahrung, die ihm hilft.

Der Gebrauch der tierischen Organe, ihrer Säfte und Extrakte zu Heilzwecken hat die «Organtherapie» begründet. Das ist eine verhältnismässig neue Errungenschaft der medizinischen Wissenschaft. Alt ist dagegen die Beobachtung, dass

ein Tier nach dem Werfen die Nachgeburt frisst. Es hat sich nun gezeigt, dass ein Extrakt aus der Nachgeburt tatsächlich die Milchabsonderung anregt, und es scheint sogar, dass dieser Extrakt einen Wirkstoff enthält, der nach der Aufnahme durch das säugende Tier in das Blut des Säuglings übergeht und sein Wachstum fördert.

Wie der berühmte Pharmakologe Prof. Benedicenti in seinem überaus interessanten Werk «Malati Medici e Farmacisti» berichtet, verdanken wir den Tieren viele Kenntnisse der Heilbehandlung. Es wird in diesem Werk unter anderem darauf hingewiesen, dass nach verschiedenen Schriftstellern die Ziegen sich vom Grauen Star befreien, indem sie ihr Auge Dornen nähern; dass

sich das Nilpferd an scharfen Steinen die Haut durchscheuert, um sich selber zur Ader zu lassen; dass sich die Hunde in kaltem Wasser baden, wenn sie Fieber haben. So soll auch das gewöhnliche Klistier einer Beobachtung des Hippokrates zu verdanken sein, der sah, wie ein Storch mit seinem langen Schnabel diese Behandlung an sich selber vornahm. Das soll den grossen Vorläufer der medizinischen Kunst auf den Gedanken gebracht haben, die dem Storch abgesehene Behandlung auch beim Menschen zu versuchen!

Die erwähnten Beispiele verdeutlichen den Ausspruch des gleichen Hippokrates: «Die Medizin ist die Kunst, die Heilvorgänge der Natur nachzuahmen.»

Der geheilte Patient.

Von Volksdichter *Joh. Peter Hebel* († 1826).

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiss, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag sass er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, ass aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: «Windet's draussen oder schnauft der Nachbar so?» — Den ganzen Nachmittag ass und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appe-

tit, aus lauter Langeweile bis an den Abend, also dass man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfangt. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mussten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so gross,